

Die vielsprachige Schweiz : zu dem gleichnamigen Buch Hermann Weilenmanns

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 5-6

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155754>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

séquence, n'ait pas été partagée par la majorité du gouvernement. M. le ministre des affaires étrangères exprime la conviction que l'assemblée nationale aurait donné une grande force à la défense, parce qu'elle aussi aurait repoussé avec autant d'énergie que le gouvernement lui-même l'idée d'un démembrement de la France.

Vous pouvez voir M. le président, d'après ces communications très confidentielles que nous ne paraissons pas encore être parvenus au terme de cette guerre à Paris, la population paraît décidée à continuer la résistance aussi longtemps que la famine ne l'obligera pas à céder. Même en cas de reddition de Paris l'opinion paraît en général se prononcer dans le sens que la lutte sera continuée dans les départements. On croit avoir encore ici des vivres pour quelques semaines mais la misère augmente d'intensité de jour en jour. La légation est en mesure d'en constater les douloureux effets dans la colonie Suisse. L'absence complète de travail a tellement épuisé toutes les ressources que bon nombre de nos compatriotes mourraient littéralement de faim si la légation et la société de bienfaisance ne faisaient chacune de leur côté des sacrifices considérables pour distribuer sur une grande échelle des bons de pain et des bons pour les fourneaux économiques (Sparspeiseanstalten) de la ville de Paris....

Paris, 3. Januar 1871. Ballon-Brief (in Bern 12. Januar.)
... Quant à la situation de Paris elle ne s'est pas modifiée au point de vue militaire depuis mon dernier rapport. Le bombardement des forts situés à l'est de Paris continue activement mais sans grand effet, dit le rapport militaire officiel. Les villages situés entre Paris et les forts commencent à être assez endommagés. Le fait principal reste l'évacuation du plateau d'Avron par l'artillerie française dans la nuit du 28 au 29 décembre. La misère est encore accrue par l'impossibilité presque complète de procurer du combustible. (Schluß folgt.)

Die vielsprachige Schweiz.

Zu dem gleichnamigen Buch Hermann Weilenmanns.¹⁾

Von Eduard Blocher.

Hermann Weilenmann stellt uns in einem neuen Buche Die vielsprachige Schweiz in einer neuen Weise geschichtlich dar. An Beschreibungen der Sprachgrenze und ihrer Verschiebungen hat es uns bisher nicht gefehlt. Wie jedoch in der Vergangenheit die verschiedenen Sprachgemeinschaften (Mehrheiten, Minderheiten, heute gern Nationalitäten genannt) tatsächlich miteinander in der Schicksalsgemein-

¹⁾ Hermann Weilenmann: Die vielsprachige Schweiz, eine Lösung des Nationalitätenproblems; Rheinverlag, Basel, 1925; 300 S.; geh. Fr. 10.

schaft des Staates gelebt haben, ausgekommen oder auch nicht ausgekommen sind, das ist für die Schweiz bisher noch nie eingehend dargestellt worden, so verdienstlich auch die Sammlung von Bausteinen ist, die Zimmerli (Die deutsch=französische Sprachgrenze in der Schweiz) und andere veranstaltet haben. Diese Lücke füllt Weilenmanns Buch aufs glücklichste aus. Wenn es nichts anderes böte, als die Fülle von Angaben und Belegen, die der Verfasser zusammengetragen hat, so würde es schon dadurch wertvoll sein. Aber Weilenmann bleibt dabei nicht stehen, sondern gibt eine auf zahlreiche treffliche Urteile aufgebaute Zusammenschau, die den Untertitel rechtfertigt: *Eine Lösung des Nationalitätenproblems*; — gemeint ist, daß in der Schweiz eine solche Lösung gefunden worden sei.

Weilenmann beschreitet den richtigen Weg, wenn er der Bildung kleiner staatlicher Gemeinschaften auf der Sprachgrenze nachgeht und in ihnen die „Zellen“ des spätern großen mehrsprachigen Staates, der heutigen Schweiz, sieht. Solche Zellen sind z. B. das Bistum Basel, der Kanton Uri, die Stadt Freiburg mit ihrer Landschaft, das Bistum Sitten, die rätschen Bünde, die Grafschaft Greierz. Weilenmann sieht die Sache so an, daß die Bildung von mehrsprachigen Gemeinschaften, „die Überwindung der Sprachgrenze“, zuerst von regierenden Häusern (z. B. Habsburg) umsonst versucht worden, dann aber dem „einfachen Volke“, dem „eidgenössischen Staatsgedanken“ gelungen sei. Dann beschreibt er den „Anschluß der Romanen an die Eidgenossenschaft“, was nicht abgeht ohne einen Abschnitt über „die Unterwerfung der italienischen und französischen Schweiz“. Sehr gut wird uns dann die acht- und die dreizehnörtige Eidgenossenschaft mit ihren Zugewandten als ein völlig deutsches Gebilde dargestellt. Geht man wohl fehl mit der Vermutung, daß der Verfasser lieber von einer gemeinsamen deutsch=romanischen Schöpfung gesprochen hätte, daß er überhaupt beim Beginn seines Unternehmens an ein anderes Ergebnis gedacht hatte, dann aber, vom Stoffe mitgerissen, die Richtung geändert hat? Ist es z. B. Zufall, daß das Buch zuerst angekündigt wurde mit dem Titel: „Die Lösung des Nationalitätenproblems“ und jetzt mit dem Titel vorliegt: „Eine Lösung . . .“? Heute ist das Bestreben weit verbreitet — und sogar in politischen Gesellschaften und literarischen Unternehmungen verkörpert —, ähnlich wie im 16. Jahrhundert Agidius Tschudi „durch geschickte Vermischung historischer Wahrheiten und genialer Kombinationen das Bild einer Schweiz aufzustellen, das den Erfordernissen der Zeit vollauf genügt, da es alle Ansprüche der Patrioten befriedigt und der politischen Lage ihr Recht gibt“. Weilenmann ist zu ehrlich, um dieser Versuchung nachzugeben, nahegetreten ist sie ihm offenbar. Er weiß, daß die Eidgenossenschaft nicht durch drei oder vier Nationalitäten in gemeinsamer Arbeit geschaffen worden ist, sondern daß hier oberdeutscher Bauerngeist ein kraftvolles Gebilde erzeugt und über die Sprachgrenzen hinüber ausgedehnt hat, die Romanen kräftig und doch vorsichtig anfassend und auch geistig in die neue Gemeinschaft einfügend. Sehr schön zeigt er uns, wie die größte Zeit der Eidgenossenschaft (1475—

1525) zugleich ihre deutscheste gewesen ist, die Zeit, wo die Eidgenossen ihr Deutschtum nach innen und außen geradezu werbend betätigen, wie die Mehrsprachigkeit der Obrigkeiten und die Vernachlässigung des Deutschen im 17. und 18. Jahrhundert Niedergangserrscheinungen gewesen sind, dann wieder, wie verständig den Bedürfnissen der nichtdeutschen Landsleute Rechnung getragen worden ist, so daß der einzelne Untertan sozusagen niemals zu leiden hat oder sich beeinträchtigt sieht durch die Anderssprachigkeit seiner Obrigkeit. Die beachtenswerten Ausnahmen betreffen sozusagen ausschließlich die italienischen Untertanen, und es ist ein weiterer Vorzug des Weilenmannischen Werkes, daß aus ihm die Sonderstellung der italienischen Schweizer in der alten wie in der neuen Eidgenossenschaft, das Bestreben der deutschen und auch der welschen Schweizer deutlich wird, diesen dritten Teilhaber als belanglos zu vernachlässigen oder zur Bescheidenheit zu ermahnen. Im übrigen „löst“ die Schweiz, die alte wie die neue, das Nationalitätenproblem allerdings auf einzigartige Weise so, daß der Grundsatz einer vorherrschenden Staatssprache im Alltagsleben über den Geist des Gesetzes hinaus gemildert wird, während die Scheindemokratien der Gegenwart umgekehrt verfahren, d. h. etwas wie Duldung und Minderheitenrecht verkünden und dann die Gesetze nach Möglichkeit gegen die Minderheiten anwenden.

Weilenmann sieht auch klar, daß man bei uns nicht von einer Mischkultur sprechen kann; er scheint eine solche weder zu fordern noch für möglich zu halten (S. 223) und preist uns nicht einmal das Sprachenlernen und die berühmte „gegenseitige Durchdringung“ an. Er stellt sich damit bei aller (zuweilen etwas auffälligen) Zurückhaltung entschieden auf den Boden derjenigen, die für uns deutsche Schweizer bewußt am Kulturzusammenhang mit dem gesamtdeutschen Geistesreich festhalten.

Was an dem Buch ausgefetzt werden kann, möchte ich möglichst wenig zur Sprache bringen, um nicht den Eindruck zu verwischen, daß wir es mit einer begrüßenswerten Erscheinung zu tun haben. Ganz umgehen läßt es sich aber nicht. Für die Ausstattung ist wohl nicht der Verfasser verantwortlich zu machen. Die dem Buch beigegebene Karte ist nach Schönheit und Brauchbarkeit unbefriedigend und bietet nicht einmal das hier einzig wichtige: die Sprachgrenze. Auch die (technisch übrigens gut geratenen) Landschaftsbilder — „Luftaufnahmen“ — entbehren zum Teil jeden Sinnes und machen den Eindruck eines Buchschmuckes, den der Verlag nachträglich und ohne Rücksicht auf den Inhalt dem Werke beigegeben hat. Eine Karte der drei rätischen Bünde oder der sieben Zehnten wäre mehr wert gewesen als all die schönen Berglandschaften.

An der Arbeit des Verfassers könnte man zunächst Stellen nachweisen, die von seiner schon berührten vermutlichen Richtungsänderung oder innern Zwiespältigkeit zeugen und wie Widersprüche oder verkleisterte Risse wirken. Ein anderer Vorwurf, den man allerdings gegen sehr viele Darstellungen der schweizerischen Vergangenheit erheben muß, ist der, daß Allgemeinerscheinungen, die einer bestimmten Zeit eigen

sind, wie schweizerische Eigenart gezeigt werden. Ganze Seiten des Weilenmann'schen Buches werden damit hinfällig. Es ist nicht richtig, daß die „Zellen der mehrsprachigen Schweiz“ Wirkungen des „eidgenössischen Staatsgedankens“ seien. Solche Gebilde hat es zur gleichen Zeit in großer Zahl an vielen Orten auch ohne „eidgenössischen Staatsgedanken“ gegeben, wo Romanen und Deutsche aneinanderstoßen, in Flandern, Brabant, Lothringen u. s. w. Anfechtbar und widerspruchsvoll scheinen mir unter andern besonders die Abschnitte über die Helvetik. Wenn damals auf einmal die Landessprachen gleichberechtigt werden, so ist das viel weniger ein Werk der Gleichheitsbegeisterung, als eine Eroberung des Französischen, das nun mit Hilfe des sprachverwandten Frankreichs und überhaupt, weil es auf dem Gipfel seiner Macht steht, seinen Platz an der eidgenössischen Sonne bekommt; Beweis: die Hoffnung Laharpe's, das Französische werde die Staats- oder doch Parlamentssprache der Schweiz werden (S. 181), weiterer Beweis: die Versuche, das Italienische nicht zur Gleichberechtigung zuzulassen (S. 182/83 u. ff.). Beides sieht doch wirklich nicht nach Gleichheits- und Billigkeitsbestreben aus. Und was soll (in demselben Abschnitt S. 174) die unhaltbare Behauptung, von den Welchen (vielleicht gar vom Schweizerklub in Paris?) sei damals „die Schweiz gerettet und gleichsam zum zweiten Mal gegründet worden“? Die ganze Stelle erinnert an die Zeitungsartikel, mit denen man während des Weltkrieges einen bekannten Graben zuzuschaufeln vorgab. — Übrigens ist schon bei der sonst so feinen und überzeugenden Schilderung der sprachlichen Duldsamkeit der alten Eidgenossenschaft (z. B. S. 119 in dem Abschnitte über Erhaltung von Sprache und Kultur) zu sehr außer Acht gelassen, daß diese Duldsamkeit kein ausschließlich schweizerischer Vorzug, sondern in der Zeit begründet war. Die Unduldsamkeit in Sprachangelegenheiten ist im wesentlichen ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts, des demokratischen Nationalismus, wie er aus der französischen Revolution, aus der Volksbildung, aus dem Aufschwung der nationalen Literaturen hervorgegangen ist. Die heutige sprachliche Duldsamkeit der Schweiz ist nicht von der Schweiz geschaffen worden, sie ist ein aus dem Feuer geretteter wertvoller Rest des alten Europas, ein Rest der guten alten Zeit, der Zeit des Absolutismus, der Zeit des Analphabetentums, der Zeit der lateinischen Weltsprache und der „humanitären“ Aufklärung.

Welches Schicksal wird Weilenmanns Buch haben? Für die Menge ist es eine zu ernste Arbeit, geht es zu gewissenhaft der Verflochtenheit aller geschichtlichen Dinge nach und enthält es zu wenige einfache Schlüsse. Zur Phrasenmacherei eignet es sich gar nicht. Gradlinige falsche Folgerungen, die ihr in den Kram passen, wird die politische Presse vielleicht trotzdem daraus zu ziehen wissen, aber dann wird es bald still werden. Der Untertitel sieht so aus, als wollte das Buch eine Predigt auf der Weltkanzel der Völkerbundskirche sein. Aber der letzte Satz des Buches — er wird freilich durch eine sprachlich ungeschickte Fassung um seine beste Wirkung gebracht — zeigt uns den Ver-

fasser frei von derartiger Unbescheidenheit. Er weiß, daß Europa nicht eine Filiale der Schweiz ist. Diejenigen, in deren Hände das politische Schicksal des Weltteils gelegt ist, sind die letzten, die von uns zu lernen begehren, wie man Nationalitäten in Frieden und Gerechtigkeit zu fruchtbarer Arbeit in einem Staate zusammenfasse. Sie werden auch bei Weilenmann nicht nachlesen wollen, wie man das macht. Aber die Freunde der Wahrheit, die sich um die Erkenntnis der politischen Wirklichkeit bemühen und aus deren stiller Arbeit am Ende doch noch Heil für die zerrissene Völkervelt kommen kann, die werden das Buch Weilenmanns mit Nutzen gebrauchen.

Die Greuel von Wildensbuch.

Ein Beitrag zur Geschichte psychischer Epidemien.

Von E. Hermann Müller, Bern.

II.

Aus der Schilderung der Ereignisse in Wildensbuch ergibt sich, daß in ihrem Mittelpunkt Margaretha Peter, die Heilige genannt, steht; daß sie ihren greisen Vater, ihren Bruder, ihre Schwestern, Verwandten und Freunde dominiert. Sie hat — ein einfaches Bauernmädchen — selbst auf Gebildete bedeutenden Einfluß gehabt. Neben ihr treten besonders hervor ihre Freundin Ursula Ründig, ihr Schwager Moser und ihr Freund Jakob Morf. Die Ereignisse werden verständlicher, und lassen sich im Rahmen der Zeit verstehen, wenn wir das Wesentliche über die Entwicklung und Persönlichkeit dieser Menschen zusammentragen.

Mitten im Dorfe Wildensbuch wohnte die Familie Peter. Sie gehörte zu den wohlhabenden. Nach dem bei den Akten befindlichen Grundriß bewohnten die Peters ein stattliches Haus, sie hatten es wenige Jahre vor den Ereignissen, die ihnen und ihrem Dorfe zu trauriger Berühmtheit verhelfen, vergrößert. Beliebt war die Familie nicht, man gab zu, daß die Peter'schen fleißig und sparsam waren; daß der alte Peter und seine Kinder, auch die jüngste Tochter, die landwirtschaftlichen Arbeiten gründlich kannten, daß ihre nicht unbeträchtlichen Güter und Neben vorteilhaft vor vielen andern dastunden — man liebte sie nicht, achtete sie nicht, wohl aber fürchtete man sie und traute ihnen jegliche Arglist zu; konnte sich bei all dem nicht enthalten, mit Neugier das Treiben der Familie zu verfolgen, bei manchem Dörfler geschah es wohl, er mochte es noch so sehr bestreiten, mit geheimem Schauer, denn die jüngste Tochter wurde im Lande herum die „heilige Margaretha“ genannt. Heilungen von Tier und Mensch, prophetische Gabe, nahe Beziehungen zu Gott und seinen Heerscharen wurden ihr nachgesagt. Über die Gefühle und Urteile der Nachbarn war man in Peters Haus wohl unterrichtet; sie wurden gemieden; als Ungläubige und Verlorene ein-